Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 46. 1895.

Die graue Mauer.

Novelle von **F. v. Kapff-Essenther.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Man hatte Eugen wieder eingeschlossen, kümmerte sich nicht weiter um ihn; er war allein, abgeschieden von der Welt; für die, welche ihn umgaben, war er nichts als eine Nummer. Ob er tobte und verzweifelte, ob er hungerte, ob er lebte oder starb, wer frug darnach? Er büßte eben seine Strafe ab.

Drüben auf der grauen Mauer lag jetzt der goldene Sonnenschein, spärliche Geräusche drangen zu ihm: gedämpfte Schritte, dasselbe etwas ferner klingende Schlüsselgerassel, ab und zu ein unverständlich bleibendes Wort. Draußen mochte ein schöner Tag sein, aber was wußte man hier davon?

Wohl eine Stunde lang maß er die acht Schritt seiner Zelle hin und wieder, unablässig verzehrt von ohnmächtiger Wuth. Wie hatte ihm das geschehen können? Er machte sich selbst Vorwürfe, fluchte dem leichtfertigen Burschen von Vertheidiger, er dachte nicht daran, daß die drei Monate ein Ende nehmen mußten, daß er dem Leben und dem Genuß wiedergegeben sein werde, für ihn war das ein unüberbrückbarer Abgrund.

Er wurde wieder müde; das Auf- und Abschreiten machte ihn schwindeln, auch meldete sich der Hunger recht empfindlich. Wohl eine Stunde lag er, aber schlafen konnte er nicht, Die Matratze drückte unerträglich; er setzte sich, immer über das Eine brütend: was beginnen? Wenn er nur wenigstens eine Cigarre gehabt hätte! O,, eine Cigarre! Wie oft hatte er halbe oder nur angeraucht Cigarren fortgeworfen, achtlos liegen lassen! Hätte er nur einen solchen Stummel jetzt gehabt, er hätte auch den Hunger weniger gespürt. Wieder stand er auf und trank fast den halben Krug Wasser aus. Für einen Augenblick brachte das ungewohnte kalte Getränk den Hunger zum Schweigen. — Das Brod lag noch da. Nein! nein!

Der Aufseher kam, um ihn zu dem vorschriftsmäßigen Spaziergang zu holen; Eugen sagte, er sei krank, fiebere, und sein Aussehen mochte diese Angabe bestätigen. Man ließ ihn. Er blieb allein bis zum Mittag. Dann kam wiederum der Schließer, das Mittagbrod wurde gebracht: ein großer Napf mit Gemüse und Kartoffeln, dazu ein Stück Schwarzbrod. Sein Hunger war unerträglich geworden, er verschlang einen Bissen Brod, begann wieder seine Promenade, setzte sich wieder, lief umher, stand auf, raufte sich die Haare. Unmöglich, so Monate hindurch zu leben, er würde wahnsinnig werden!

Sein ganzes Leben ging an ihm vorüber. Die fernsten Erinnerungen seiner Kindheit erwachten; mit seltsamer Deutlichkeit zogen die Bilder an ihm vorbei. War es ein bloßer Zufall, daß er hierher gekommen? Er sann, dachte, grübelte, erwog; lange, lange hatte er eine solche Einkehr in sich nicht gehalten.

Wiederum trat man bei ihm ein. Diesmal ein anderer Beamter, der ihm in geschäftsmäßigem, nicht unfreundlichem Tone eröffnete, daß die Hausordnung Beschäftigung vorschreibe; man bringe ihm zunächst das am leichtesten zu Erlernende, einen Stoß zugeschnittenen Papiers, einen Kleistertopf und Pinsel. Der Gefangene, der mit dem Aufseher gekommen war, trat wortlos an den Tisch, auf welchen man das Material gelegt hatte, und zeigte, wie aus diesen Papierstücken durch Umknissen und Festkleben einer Kante Düten zu machen sei. Dann gingen Beide.

Eugen ließ die Sachen unberührt, hohnlachend sah er den Kram an: hier sollte er

Louis Pasteur †. (S. 363)

arbeiten lernen, nein! Er hatte immer das Schwärmen für die Arbeit als konventionelles Geschwätz bezeichnet. Ein unabhängiger Geist bedarf keiner Arbeit. Die bevorzugte Natur ist zum Genuß geboren! Und wenn er sich bisweilen nach Thätigkeit sehnte, war es eine solche, die ihm ebenfalls Genuß wäre.

Bleiern schlichen die Stunden hin. Man glaubte ihm, daß er krank sei: die „Neukrankheit", wie der Aufseher es lächelnd bezeichnete. Man sah ja, daß er die Speisen unberührt ließ. Das ungewohnte Schwarzbrod, das viele Wasser hatte ihm Unbehagen verursacht; er verspürte keinen Hunger, ließ die Abendsuppe und den Klumpen Brod liegen, ohne auch nur hinzusehen. Wie er sich Tags über nach der Cigarre gesehnt, so lechzte er jetzt nach einem Glase Wein. Ein einziges Glas nur, was hätte er darum gegeben!

Als das Tageslicht trübe an der Mauer erblich, war ihm sehr elend zu Muthe in seiner kläglichen Hilflosigkeit. Es war doch ungeheuerlich, himmelschreiend!

Seit er denken konnte, hatte ihm die Erfüllung jedes mit Geld zu befriedigenden Wunsches freigestanden. Nur Klingeln, Befehlen, Anordnen, Wünschen, das war sein gutes Recht. Diese grauen Mauern, die ihn hier umklammerten, schienen ihn zu verhöhnen: „Klingle doch! Verlange doch! Gebiete!" —

Noch ein Tag und eine Nacht vergingen in ohnmächtigem Wüthen, in melancholischer Selbstbetrachtung, in Fluchen und Stöhnen, wechselnd zwischen Ekel und Heißhunger — er hatte nur die wenigen Bissen Brod genossen. Am Abend des dritten Tages brachte man ihn in's Lazareth.

Nun hatte er Eines erreicht, die verwünschte Zelle war er los; aber er triumphirte zu früh. Schon der Karbolgeruch in dem Spitalzimmer und der Anblick der anderen Betten schüttelte ihn vor Grauen. Daran hatte er nicht gedacht, daß andere Kranke da waren. „Hier kann ich nicht bleiben," schrie er. Aber man bedeutete ihn kurz, daß er sich als krank gemeldet habe und nun dableiben müsse, sogar im Bett, bis der Arzt seine Entlassung anordnen würde.

Die Nacht wurde schrecklich für ihn. Ein Schwerkranker stöhnte, ein Anderer schnarchte; das gedämpfte Licht, das in einer vergitterten Luftöffnung oberhalb der Thür angebracht war, erhellte nothdürftig den Raum. Eugen konnte kein Auge schließen. Der Gedanke, wie viele Kranke schon in dem Bett gelegen hätten, auf dem er ruhte, peinigte ihn bis zu Fieberanfällen.

Noch einen Tag verbrachte Eugen im Lazareth; er hatte den Inspektor herbeibitten lassen, diesen gefragt, welche Schritte erforderlich seien, um ihn auf Grund seiner Erkrankung zu entlassen. Man antwortete ihm, daß an eine Freilassung aus Gesundheitsrücksichten nur bei ernstlicher Gefährdung seines Lebens zu denken sei. Man verweigerte ihm das Glas Wein, um das er bat; vorläufig sei nach dem ärztlichen Befund keinerlei Anlaß zu irgend welchen Ausnahmebewilligungen.

Der Tag in dem Spitalbette war noch schrecklicher, als der in der Zelle; das war schon

gar nicht zu ertragen. Abends sprang er aus dem Bett und erklärte sich für ganz gesund. Auf seine inständigen Bitten brachte man ihn in seine Zelle zurück.

Beinahe hätte er sich gefreut, sie wiederzusehen. Hier wenigstens schnarchte Niemand, hier röchelte kein Kranker, hier roch es nicht nach Karbol. Er schlief leidlich auf dem harten Bette.

Am folgenden Morgen war die graue Mauer noch grauer; es regnete. Wie sollte er den Tag hinbringen? Hunger und Mattigkeit wurden unerträglich, zum ersten Male überwand er seinen Abscheu, nahm einige Löffel von der braunen, fettigen, klebrigen Mehlsuppe. Anfangs fühlte er nichts als eine wohlthuende Wärme, dann nach dem dritten oder vierten Mundvoll den pappigen Geschmack, den Geruch nach billigem Schweinefett; er ließ den Löffel fallen und spuckte aus, was er im Munde hatte; er aß Brod und trank Wasser.

Auch das war vorbei, und nun? Sein Kopf war leer, drei Tage und fast drei Nächte hatte er in seinen Gedanken, seinen Erinnerungen gelebt; es war wie ein ausgelesenes Buch, und auch seine Wuth und Verzweiflung hatte sich erschöpft. Er trat zu dem Dütenpapier und begann, sich die Blätter nach der Art, wie man es ihm gezeigt hatte, zurecht zu legen. Noch einmal schauderte er zurück, als er den Kleisterpinsel berührte und ihm ein säuerlich-widriger Geruch entgegenstieg; aber es war besser als dieses stumpfe Nichtsthun.

Und er kleisterte Düten.

Die ersten freilich sahen garstig genug aus. Während jene Probeexemplare, die der Gefangene gemacht, glatt und sauber, an zwei Ecken sorgfältig geschlossen waren, zeigten seine Erzeugnisse Falten, schiefe, krumme Linien.

Eugen mußte unwillkürlich lächeln: Mehl hätte man in den Düten seiner Fabrikation kaum verkaufen dürfen. Immerhin! Schon die zehnte, zwölfte begann den vorbildlichen Exemplaren ähnlicher zu werden, und — was das Entscheidende war — die Zeit verging.

Der Schließer kam, um ihn zum Ausgange abzuholen: er müsse mit, er sei nicht mehr krank. Eugen fuhr heftig auf. Man könne ihn nicht zwingen, man solle es doch einmal versuchen, ihn hinabzutragen auf den Hof. Er sei noch gar nicht endgiltig verurtheilt; er ginge nicht, er wolle nicht.

Der Aufseher, ein gutmüthiger Berliner, ließ ihn ruhig sich austoben, ohne auch nur den Versuch einer Unterbrechung.

Als Eugen erschöpft schwieg, trat ihm der Beamte näher und sagte: „Sind Sie nun fertig? Na, dann kommen Sie nur. Es hilft ja doch kein Wehren. Wir kriegen Sie unter, auch wenn Sie nicht wollen! Also lieber in Gemüthlichkeit!“

Die ruhige Güte dieses einfachen Menschen wirkte auf ihn wie ein Zauber: seit drei Tagen das erste freundliche Wort. Er ging.

Man führte ihn auf den Hof, dessen hohe graue Umfassungsmauer er von seiner Zelle sah. Da standen die Gefangenen bereits in langem Zuge, dem er sich anschließen mußte. Heiße Röthe stieg in sein Gesicht; ihm war, als sähe ihn jetzt die ganze Gesellschaft von Berlin, er hätte in die Erde sinken mögen.

Aber Niemand kümmerte sich um seine Gefühle, höchstens einige neugierige Blicke trafen seine bessere Kleidung. Er war erschöpft von Hunger und Aufregung, einer Ohnmacht nahe, aber eine einzige Vorstellung hielt ihn aufrecht, das Grauen vor dem Lazareth. Man hätte ihn wieder dahingebracht, und er raffte sich zusammen.

Paarweise wurden die Gefangenen um den Hof geführt, Eugen neben einem struppigen Kerl, der ihm nach Fusel zu riechen schien; das war natürlich Einbildung, denn im Gefängniß gibt es keinen Branntwein, und auch wenn dem Ankömmling etwas noch anhaftet von draußen her, so muß er das bei seinem Eintritt im Bade abschütteln.

Eugen sprach kein Wort und hob den Blick nicht; unaufhörlich sah er nur die schmutzigen Pflastersteine des Hofes. In dem Rundgang schienen sie kein Ende zu nehmen, wie die endlos schrecklichen Stunden, die seiner noch harrten. Ihm war, als ginge er schon eine Ewigkeit; den Kerl an seiner Seite hatte er nicht mit dem Rockärmel gestreift. Aber auch der Rundgang nahm ein Ende, die schmutzigen Pflastersteine entglitten seinem Blick.

In seiner Zelle aber, angefacht durch Luft und Bewegung, erwachte mit neuer Qual der Hunger. Man brachte den bewußten Napf mit einer grauen dampfenden Masse gefüllt. Dazu das Brod. Eugen faßte nach dem Brode; er hatte sich noch heute zugeschworen, nichts zu genießen als Brod und Wasser. Aber es packte ihn auf einmal etwas, das stärker war als er. Hunger war kein Wort dafür, es war eine unwiderstehliche Gier. Fast gegen seinen Willen führte er einen Löffel zum Munde. Es waren gekochte Bohnen; er verschlang, ohne etwas zu schmecken oder etwas zu riechen, fast die Hälfte des Gerichts, aß ein Stück Brod, trank Wasser und fühlte sich momentan wohl.

Erst eine ganze Weile später begann er wieder zu überlegen. Das also war der Hunger, den er bisher nur aus Büchern gekannt, dessen er sich in seiner zartbesaiteten Natur nicht für fähig gehalten! Zu dem thierischen Verschlingen selbst war er hinabgesunken, er hatte heute die Kost der Gefangenen genossen, er gehörte zu ihnen.

Einige Tage vergingen in endlosen Qualen. Eugen konnte auf dem harten Bette nicht schlafen, das Essen nicht hinunterschlingen, bevor sein Heißhunger nicht so wüthend geworden, daß er die Sinne ertödtete. Das Verlangen nach Wein und Cigarren peinigte ihn wie ein nagender Wurm, er versuchte es, sich lebhafter mit seinen Düten zu beschäftigen, nur um das Nagen und Bohren in seinem Innern zu betäuben. Die physische Qual war so schrecklich, daß sie kaum mehr höhere Gedanken aufkommen ließ. Länger als eine Stunde ungefähr konnte er bei seiner Kleisterei nicht aushalten, dann rannte er auf und ab. Aber es schwindelte ihm in dem engen Raum. Die Mauern schienen ihn zu ersticken. Dann versuchte er zu schlafen, aber es ging nicht.

So kämpfte er mit jeder Stunde wie mit einem persönlichen Feinde. Wie sie umbringen? Dann erschien ihm der Spaziergang wie eine Erlösung; wenigstens kam man aus dem Loch heraus.

Jetzt hob er manchmal den Blick und ließ ihn über Andere gleiten. Was waren das für Leute! Nein, mit diesen keine Gemeinschaft! Lieber ersticken, lieber das Reden verlernen!

Die erste Abwechslung brachte der Sonntag. Statt der Mehlsuppe gab es früh einen dünnen Kaffee, dessen bloßer Anblick ihm sonst Uebelkeit verursacht hätte. Er trank ihn, war das Getränk doch warm. Dann führte man ihn in die Kirche; er hörte aufmerksam zu; ihm war, als hätte er schon seit Jahren nicht sprechen gehört; es war doch eine Menschenstimme. Am Mittag allerdings bot sich ihm ein häßlicher Anblick dar. Das Fleisch, welches als Sonntagvergünstigung geliefert wurde, steckte an einem Holzstäbchen, denn Messer und Gabel dürfen im Gefängniß nicht verwendet werden. Er mußte also die aufgespießten Fleischstückchen mit dem Löffel von dem Holzstift herunterstoßen. Nichtsdestoweniger aß er seine Mahlzeit mit Appetit. Es belebte ihn, hier einmal etwas Anderes genossen zu haben. Unwillkürlich dachte er an den letzten Braten am Abend vor der Verhandlung: es waren Schneehühner gewesen, einen anderen Braten hatte er verschmäht. Was hatte er nicht schon Alles verschmäht!

Da überkam ihn eine frohe Regung: er würde das Alles wiederhaben und dann ganz anders würdigen. Gleich darauf schämte er sich, daß er nur an das Essen dachte. Aber an was sonst? Niemand liebte ihn, kümmerte sich um ihn, seine Verwandten schienen ihn als todt zu betrachten.

Und Irina, was würde sie sagen? Wenn sie ihn sähe, würde sie mit ihm zufrieden sein? Hatte er sich mannhaft betragen, hatte er etwas gelernt? Ja, er würde fortan des Lebens Güter höher und anders schätzen als früher. Wenn — aber ach, noch keine Woche war verflossen. Würde die Berufung Erfolg haben? Er hoffte es mit dem zähen Glauben des Unglücklichen.

Sonntag Nachmittag. Er saß in seiner Zelle; das Arbeitspensum war gestern Abend abgeholt worden; ein anderer Sträfling hatte heute früh den Raum gesäubert, Kanne und Waschschüssel blinkten im Sonnenlicht, das durch das hoch oben angebrachte Fenster hereinfiel. Gegen drei Uhr hörte er den Schließer, seinen gemüthlichen Berliner.

„Sie können Sonntags 'was zu lesen kriegen,“ begann dieser, „was möchten Sie denn gern haben?“

Eugen mußte lächeln. Allzu umfangreich würde die Bibliothek des Untersuchungsgefängnisses kaum sein. Immerhin! Man konnte es versuchen. Er bat um irgend eine Zeitschrift. Wie lange war es her, daß er dergleichen nicht mehr angesehen hatte. Heute freute er sich darauf. Fast blieb ihm der Mann zu lange, und er las, so lange das Licht es gestattete. Nicht, daß er Genuß vom Lesen gehabt hätte, aber lesen dürfen, seine Gedanken nicht auf sich allein konzentriren müssen, nicht unaufhörlich an das entsetzliche Vergangene und an die fürchterliche Zukunft denken zu müssen — das war ein Genuß.

Der Montag Morgen setzte dafür um so schrecklicher ein. Wieder hatte man ihm mit der Suppe den Stoß Papier, den Kleistertopf gebracht und ihm gleichzeitig einen geöffneten Brief übergeben, in welchem der Rechtsanwalt Bernhardt es ablehnte, Revision in seinem Namen einzulegen. Er habe sich überzeugt, schrieb der Anwalt, daß eine Aenderung des ersten Urtheils zu Gunsten Eugen's kaum zu erwarten sei. Er könne deshalb nur nach bestem Gewissen anrathen, sich zu fügen.

Eugen brach, allein gelassen, auf seinem Holzstuhl zusammen. Also kein Ausweg. Endgiltig verurtheilt! Drei Monate gebannt an diesen Raum, drei Monate seines Menschenthums beraubt!

Er sprang auf, er rannte umher wie ein wildes Thier, von einem unbestimmten Angstgefühl gefoltert; der Schweiß brach ihm aus allen Poren. Er fühlte sich geradezu erlöst, als man ihn zu dem Spaziergange rief.

Aber er wollte ein Ende machen, wenigstens ein Ende mit dieser zuwartenden Ungewißheit.

„Theilen Sie dem Inspektor mit,“ sagte er dem Wärter, „daß ich meine Strafe anzutreten wünsche, daß ich mich bei dem Urtheil der Strafkammer beruhige.“

Und am nächsten Tage erwachte er in Rummelsburg, wiederum auf seinen Wunsch in einer Einzelzelle, und wieder starrte ihm eine graue Mauer entgegen. Würde er es ertragen, überleben? Würde er nicht wahnsinnig werden in diesen drei Monaten? Einerlei, er war jetzt entschlossen, es durchzukämpfen!

Heute schlug er die Augen nicht nieder, als die Stunde zum Umgang auf dem Hofe gekommen war. Er hob sie zu dem hellblauen Himmel, er athmete mit vollen Zügen die reine

klare Luft. Welche Wohlthat ist es, so die freie Luft athmen zu können!

Nun bemerkte er auch, daß ihm hier nicht mehr ein solch' ruppiger Kerl zugesellt war, wie auf dem Hofe des Untersuchungsgefängnisses. Neben ihm ging ein leidlich anständig aussehender junger Mann in seinem Alter, der ihn nicht boshaft und mißtrauisch, sondern freundlich, neugierig ansah. Wie Eugen selbst, trug Jener seine eigenen Kleider, was bei kürzeren Strafen erlaubt wird.

„Es ist anfangs sehr schlimm," meinte Jener, und fast lag etwas wie Achtung vor dem Höherstehenden in dem bescheidenen Tone.

Eugen murmelte eine unverständliche Antwort; er konnte sich doch nicht darin finden, mit einem Mitgefangenen zu sprechen.

Der Andere aber fuhr, da das Gemurmel nicht gerade abweisend klang, fort: „Ja, ich wollte mich anfangs aufhängen, aber dann sagte ich mir: es ist doch thöricht, wegen der paar Monate!"

Eugen blickte auf. Ja, das hatte er sich auch gesagt. Und alle Zurückhaltung vergessend, frug er wieder: „Warum sind Sie hier?"

Der Andere erzählte sichtlich erleichtert: „Ich war Komptoirdiener bei Märtens & Comp. Ich hatte eine schlechte Stellung und sehr viel zu laufen. Ich bekam viel Geld in die Hand. Jede Woche wenigstens einmal mußte ich auch bei den Festlichkeiten im Hause meines Chefs als Diener aushelfen. Sie wissen ja wohl, wie's da zugeht. Ich sah, wie die reichen Leute leben, und dachte mir manchmal: Warum soll Unsereiner immer nur zugucken? Freilich, ich hätte es mir noch verkniffen. Aber die Grethe — meine Grethe, wissen Sie, solch' ein hübsches Mädchen und so bettelarm! Und sie wollte doch auch gern einmal 'was mitmachen. Genug, als mir der Kassirer einmal irrthümlich einen Fünfzigmarkschein zu viel gab, ließ ich mich verleiten, ihn zu behalten. Ich kaufte der Grethe ein helles Kleid, wir tanzten uns satt, aßen Gänsebraten und tranken eine Flasche Wein. Ich dachte ja, es würde nicht bemerkt werden, denn der Kassirer hat Mankogelder, wie Sie wohl wissen. Aber ein Pechvogel, wie ich schon bin, fällt allemal herein. Man sagte mir's auf den Kopf zu, daß ich das Geld unterschlagen hätte, und ich gab dann klein bei und bat himmelhoch, man möge mir's verzeihen, versprach auch, das Geld von meinem Monatsgehalte zurückzuzahlen. Aber man zeigte mich doch an. Nun war Alles aus. Meine Stelle verloren, keinerlei Aussicht, heirathen zu können! Ich dachte immer nur an die arme Grethe. Ich sage Ihnen, es war zum Verrücktwerden. Aber das hat doch nur acht Tage gedauert, dann habe ich mich d'rein ergeben. Vielleicht, daß ich doch wieder auf die Beine komme, wenn ich frei bin."

Eugen hatte mit Antheil zugehört. Ihm schien das Streben nach einer Stunde des Genusses verzeihlich, die Strafe furchtbar hart.

„Ich werde Ihnen, wenn ich gesund und lebend davonkomme, weiter helfen," sagte er.

Aus den hübschen hellen Augen seines Leidensgefährten traf ihn ein seltsamer, dankbarer und doch ein wenig ungläubiger Blick. Der Mann kannte die reichen Leute; er wußte, daß sie fast nie etwas für Andere übrig haben.

Der Spaziergang war zu Ende. „Kommen Sie doch lieber in den Arbeitssaal," flüsterte der junge Mann Eugen noch zu.

Dieser wandte sich unwillig ab. Er sah in diesem Augenblick wieder die ganze gute Gesellschaft von Berlin, die ihn im Gespräch mit dem betrügerischen Komptoirdiener beobachtete.

Heute konnte er nicht essen; das Angstgefühl von vorhin überfiel ihn von Neuem. Die Mauern schienen sich zu verengern, auf ihn herabzufallen, ihm auf den Leib zu rücken. Die Vorstellung bemächtigte sich seiner, man würde ihn einmal hier vergessen, die Thür nie wieder öffnen. Eingeschlossen sein für ewig! Ganz allein! Wie entsetzlich.

Wie einem Kinde graute ihm, allein zu sein. Worte der Klage und des Jammers drängten sich auf seine Lippen, eine unnennbare Sehnsucht erfaßte ihn, Jemandes Hand zu drücken, Jemanden lachen zu hören, den Klang seiner eigenen Stimme zu vernehmen; er begann auf einmal zu singen, nur um dieser gräßlichen Stille zu entgehen, aber plötzlich hielt er in der Melodie inne. War er nicht ein Narr? Wie kam er dazu, zu singen? Rathlos, zitternd stand er mitten in dem engen Raum. Ja, diese grauen Mauern würden ihn wahnsinnig machen. Deutlich fühlte er es kommen. War er nicht schon verrückt? Er mußte hinaus. Dröhnend stürmte er gegen die Thür an und rief um Hilfe. Man öffnete; der Aufseher verwies ihn grob und barsch zur Ruhe. Er bat, man möge ihn zum Inspektor führen. Der Aufseher kam seinem Wunsche nach. Stammelnd, athemlos, bebend brachte Eugen seine Bitte vor: hinaus aus der Einzelzelle!

„Also in den Arbeitssaal!" verfügte der Inspektor. „Ich dachte es mir, die Herrschaften wählen sich anfangs immer die Einzelhaft, aber es hält selten Einer aus."

Eugen schwieg. Sein Schicksal war also kein außergewöhnliches.

(Fortsetzung folgt.)

Louis Pasteur †.

(Mit Porträt auf Seite 361.)

In Dr. Louis Pasteur, welcher am 28. September 1895 auf seinem Landgute Garches bei Versailles starb, hat die moderne Wissenschaft einen ihrer glänzendsten Vertreter verloren. Der berühmte Gelehrte, dessen Porträt wir auf S. 361 bringen, war am 27. Dezember 1822 zu Dôle im französischen Departement Jura geboren und begann seine wissenschaftliche Laufbahn, indem er 1848 den Lehrstuhl für Physik am Lyceum in Dijon erhielt. Nach kurzem Aufenthalte daselbst ging er nach Straßburg, dann nach Lille und siedelte 1857 nach Paris über, wo er bis zu seinem Tode gewirkt hat. Eine ganz neue Richtung hat Pasteur auf dem Gebiete der Gährungschemie angebahnt. Er erfand das Pasteurisiren des Weines und Bieres, entdeckte die Ursache der Seidenraupenkrankheit und die Mittel, ihr vorzubeugen, wofür er den vom österreichischen Ackerbauministerium ausgesetzten Preis von 10,000 Gulden erhielt. Epochemachend wurde seine Entdeckung der Bakterien des Milzbrandes, am bekanntesten aber ist er geworden durch die Schutz- und Heilimpfungen gegen Hundswuth und das zu dem Zwecke im Jahre 1886 zu Paris gegründete Institut, das seinen Namen trägt. Der greise Gelehrte, obwohl seit Jahren bereits durch einen Schlaganfall theilweise gelähmt, war bis kurz vor seinem Hinscheiden unermüdlich im Dienste der Wissenschaft thätig, die seinen Namen als eine ihrer Leuchten für immer hochhalten wird.

Das neue Reichsgerichtsgebäude in Leipzig.

(Mit Bild auf Seite 364.)

Am 16. September hat in aller Stille der höchste Gerichtshof des Deutschen Reiches die alten unzureichenden Räume in der Georgenhalle in Leipzig verlassen und ist in das neue, prächtige Reichsgerichtsgebäude übergesiedelt, von dem wir auf S. 364 eine Ansicht geben. Der Grundstein zu diesem stolzen Monumentalbau wurde am 31. Oktober 1888 gelegt; die Ausführung leitete Regierungsbaumeister L. Hoffmann, unterstützt von einer Reihe hervorragender Künstler. Die architektonische Gesammtwirkung des 127 Meter langen und 97 Meter breiten Palastes ist ernst, wuchtig, der ornamentale und figürliche Schmuck dem Charakter und der Bestimmung des Hauses entsprechend, das mit seinen 391 auf drei Geschosse sich vertheilenden Räumlichkeiten — darunter allein 11 größere Wartesäle, 3 Hauptvorhallen und 9 Treppenhäuser — ein würdiges Heim für das deutsche Reichsgericht bildet, in welchem die Rechtseinheit des gesammten deutschen Volkes wurzelt. Die nach Osten gelegene Hauptfront überragt der gewaltige, das Ganze beherrschende, rund 70 Meter hohe Kuppelbau über der großen Wartehalle; die Eingänge sowohl des Mittelbaues wie der Seitenbaue gemahnen durch die wuchtigen Säulenstellungen und die mit allegorischen Figuren reich geschmückten Giebelfelder an antike Muster. Den hervorragendsten Raum des ganzen Gebäudes bildet der große, für die Sitzungen des gesammten Reichsgerichtes bestimmte 33,20 Meter lange, 12 Meter Breite und 9,80 Meter hohe Sitzungssaal. Außerdem sind im Untergeschoß des Mittelbaues noch drei Säle für die Sitzungen des Strafsenats, und im Obergeschoß noch drei für die Sitzungen des Civilsenats vorhanden.

Holländerin auf dem Wege zum Markte.

(Mit Bild auf Seite 365.)

Bei uns sind die Schlittschuhe nur Sportwerkzeug, in dem von Kanälen überall durchzogenen Holland aber im Winter geradezu ein Hauptverkehrsmittel. Beide Geschlechter verstehen es daher von Jugend auf meisterhaft, sich auf dem blanken Stahl zu bewegen, und in der Nähe der Städte sieht man nicht nur Arbeiter, die außerhalb wohnen, des Morgens zu ihrem Tagewerk und Abends heim eilen, sondern auch Gärtner, Bauern, Milchhändler u. s. w. bringen auf diese Weise ihre Produkte nach der Stadt. So sehen wir auf unserem Bilde S. 365 holländische Bäuerinnen, von denen die eine noch ihr Töchterchen an der Hand führt, die gefüllten Marktkörbe auf dem Kopfe tragend, gewandt auf der glatten Eisfläche der Stadt zu gleiten, wo heute Markt stattfindet. Die Schlittschuhe sind von altmodischer Art, und mit langen Schnäbeln versehen, aber es geht rasch damit vom Fleck, was hier die Hauptsache ist.

Pascholl!

Bilder aus dem Thierbändigerleben.

Von **Signor Saltarino.**

(Nachdruck verboten.)

„Pascholl!" ruft der Löwenbändiger, und der König der Wüste zieht sich verschüchtert vor dem drohend erhobenen Arm in die Ecke des Käfigs zurück. — „Pascholl!"*) ist der Kampfesruf der Thierbändiger, wenn die Bestien zum Angriff schreiten, mit diesem zweisilbigen Wort in Molllauten künden sie den Thieren an, daß sie entschlossen sind, ihre Oberherrschaft unbedingt zu bewahren. Und unter tausend Fällen kommt es kaum einmal vor, daß ein Thier auf diesen Ruf nicht zurückginge.

Aber wie bringen es diese kühnen Artisten fertig, eine solche Herrschaft über die mit furchtbaren Krallen und Zähnen bewaffneten Löwen, Tiger und Panther auszuüben, daß die Bestien gleich gelehrigen Hunden durch Feuerreifen springen und Pistolen abschießen?

Die Phantasie des Volkes hat so viele Fabeln mit der Dressurkunst verflochten, daß es dem Laien sehr schwer fällt, das Wahre von dem Erfundenen zu trennen, ja, daß es heutzutage selbst für den Fachmann unmöglich ist, nach einer festen, bestimmten Methode zu dressiren; er hält das System irgend eines großen Bändigers für Flunkerei und bändigt nach seiner Art und Weise, die er wiederum als strenges Geheimniß wahrt.

Selbstverständlich ist es wohl, daß ein Bändiger vollkommen frei von Furcht sein muß. Die laute Stimme und ein gebieterischer Blick sind durchaus nothwendig, damit die Thiere nie vergessen, daß dieselbe Hand, die ihnen jetzt Fleisch und Milch reicht, im nächsten Augenblick mit furchtbarer Gewalt die Peitsche schwingen kann. Das Volk sagt: das Auge des Bändigers zwingt die Thiere zum Gehorsam; dies ist insofern richtig, als der Ausdruck von Kraft, Entschlossenheit und Kaltblütigkeit das beste

*) pascholl (russisch) = scher' dich, packe dich, geh' fort!

Mittel ist, den Thieren zu imponiren. Mit einem schläfrigen, blöden Auge, oder mit dem Auge des Trunkenboldes läßt sich nicht mit wilden Thieren arbeiten, denn dieselben müssen stets davon überzeugt sein, daß die Energie des Auges sofort in ebensolche Bewegungen des Armes umgesetzt werden kann.

Außer der schweren, im Griff mit Blei ausgefüllten Dressurpeitsche mit Stahldraht, Leder oder Walroßhaut hat der Bändiger als Waffe nur noch einen starken, mit Eisen beschlagenen Knüppel in der Ecke des Käfigs stehen, den er aber nur in verzweifelten Fällen gebraucht; außerdem steht ein Diener, mit einem langen eisernen Haken, stets außerhalb des Käfigs, um im Falle der Gefahr mit der Stange auf das Thier einzustoßen oder dasselbe durch eine schnell in den Käfig geschobene Zwischenwand vom Bändiger zu trennen. Ein sonderbares Verfahren verfolgten die Thierbändiger im Anfang dieses Jahrhunderts. Sie gingen nämlich vollständig unbekleidet in den Käfig eines noch undressirten Thieres, welches bei solchem Anblick in eine förmliche Bestürzung gerathen soll. Am anderen Tage zog man das Hemd, am dritten Tage ein weiteres Kleidungsstück an, bis nach Verlauf von acht Tagen das Thier davon überzeugt war, daß der angekleidete Mensch, der da vor ihm stand, immer noch das phantastische Wesen sei, das es am ersten Tage gesehen. Freilich war dieses System insofern nicht ungefährlich, als später der Wechsel einer Hose oder eines Rockes oftmals genügte, das Thier in schlechte Laune zu versetzen, in welcher es sogar den Gehorsam verweigerte. Ob einzelne Bändiger solche Sachen heute noch machen, ist mir nicht bekannt; die Grundlage des heutigen Dressursystems ist: scharfe Hiebe und gutes Fressen aus gleicher Hand, die Einzelheiten der Dressurkunst behält jeder Bändiger für sich, da er sie oft unter schweren Gefahren erproben mußte.

Die Dressurfähigkeit der wilden Thiere ist nicht immer gleich; der Kaplöwe ist gelehriger, als der des Sudan, auch bei den Thieren tritt die Individualität wie beim Menschen hervor. Ganz junge Löwen sind z. B. gar nicht zu Kunststücken anzulernen, sie ängstigen sich zu leicht; am besten begreifen die drei- bis vierjährigen Thiere, denen besonders leicht der Reifensprung beigebracht werden kann. Denselben erreicht man durch die Vorzeigung eines Stückes Fleisch jenseits des Reifens, durch den der Löwe springen muß, will er den Bissen erlangen.

Das neue Reichsgerichtsgebäude in Leipzig. (S. 363)

Sind nun auch die Unfälle bei der Zähmung und öffentlichen Vorführung von wilden Thieren verhältnißmäßig nicht besonders zahlreich, so hat doch schon jeder Bändiger in wirklicher Gefahr geschwebt, aus welcher ihn nur seine Kraft, Behendigkeit und Kaltblütigkeit retten konnte; und jeder erfolgreiche Bändiger hat nach Beendigung seiner Laufbahn ein Menge Narben aufzuweisen, die er im Kampfe mit seinen Zöglingen davongetragen hat. Mancher verliert auch Glieder, Gesundheit oder gar das Leben. Einige hervorragende Fälle dieser Art will ich, soweit sie mir bekannt sind, hier erzählen.

François Bidel, der berühmte französische Löwenbändiger (geboren am 23. Oktober 1839 in Rouen, lebt jetzt in Asnières bei Paris), war in seinem Leben nur zweimal in Gefahr; einmal zerfleischte ihm ein Löwe den rechten Schenkel, das andere Mal packte ihn eine Löwin am Kopf. In Rom rettete er einen italienischen Diener aus dem Käfig, in welchen derselbe durch Unvorsichtigkeit gerathen war. Gerade war der Löwe im Begriff, dem armen Teufel den Arm abzubeißen, als Bidel erschien und ihn mit Peitschenhieben zurücktrieb. König Viktor Emanuel verlieh dem Bändiger die Tapferkeitsmedaille und ließ sie ihm in Turin vor der Front einer ausgerückten Truppenabtheilung anheften. Dies war der glorreichste Augenblick in Bidel's Leben.

Von König Viktor Emanuel erhielt in den sechziger Jahren auch der deutsche Thierbändiger Robert Daggesell eine Auszeichnung, nämlich eine mit Brillanten besetzte Uhr und das Porträt des Königs, nachdem er einen italienischen Bedienten, der auch einmal Löwenbändiger spielen wollte und den die Bestien im Begriffe waren aufzufressen, nach einem Kampf auf Leben und Tod aus dem Käfig gezogen hatte. Daggesell (geboren 1835 in Landsberg a. d. Warthe, lebt jetzt in Berlin) verlor bei diesem Kampfe zwei Finger und erhielt einen furchtbaren Tatzenhieb über den Kopf.

Der berühmte Thierbändiger Henry Martin (geboren am 10. Dezember 1793 in Marseille, gestorben am 8. April 1882 in Overschie bei Rotterdam) schwebte gleichfalls einige Male in Lebensgefahr. In den dreißiger Jahren war es, und zwar in Boulogne-sur-mer, als ihn der

Holländerin auf dem Wege zum Markte. (S. 363)

große Löwe „Prinz“ angriff. Dieser, sonst ein braves Thier, das mit Liebe und Lust arbeitete, befand sich schon seit einigen Tagen in der denkbar schlechtesten Laune. An dem kritischen Tage kauerte er mit starrem, verglastem Blick in einer Ecke und weigerte sich, den Befehlen seines Herrn nachzukommen. Martin stellte sich entschlossen vor ihn hin und ließ mit mächtiger Stimme sein befehlendes „Prinz!“ ertönen. Das Thier richtete sich jetzt in seiner ganzen Größe auf und peitschte mit dem Schwanze die Flanken. Bei dem zweiten Rufe des Bändigers nahm es eine Angriffsstellung ein und sprang dann schnell wie ein Blitz auf den Bändiger los. Dieser, welcher den Löwen keinen Augenblick aus dem Auge gelassen, empfing ihn mit einem furchtbaren Faustschlag auf die Schnauze, welcher die Bestie zurücktaumeln ließ. Der Schlag war so heftig gewesen, daß sich Martin dabei das Handgelenk brach und einige Finger ausrenkte. Kaum hatte sich der Löwe etwas erholt, als er zum zweiten Male angriff. Diesmal hielt sich der Bändiger für verloren und seine einzige Hoffnung, das Leben zu retten, beruhte nur noch auf der Festigkeit seiner Stimme. Er bog seinen Körper etwas nach hinten und streckte den linken Schenkel vor. Wüthend schlug „Prinz“ seine ungeheuren Zähne in das Bein des muthigen Mannes; dieser fühlte sich emporgehoben, allein die Muskeln zerrissen unter den scharfen Zähnen des Löwen, und nur das Fleischstück blieb im Gebisse hängen. Martin versuchte sich noch einmal aufzurichten, all' seine Kraft konzentrirte sich in seiner Stimme, und seine Augen nahmen einen gläsernen, gründunkeln Glanz an, als er mit lauter Stimme der Bestie zurief: „Prinz! Pascholl!“

In dem Auge und dem Gesichtsausdruck des Thieres fand jetzt ein Wechsel statt. Das Zauberwort wirkte. Sein Wuthanfall ging vorüber, es erkannte seinen Herrn wieder. Der Löwe legte sich nieder und kroch in die Ecke des Käfigs. Kaum hatte der Bändiger den Käfig verlassen, als er vor Schmerz und geschwächt von starkem Blutverlust ohnmächtig zusammenbrach. Nahezu ein halbes Jahr lag er krank darnieder und bis zu seinem Tode trug er die Spuren dieses furchtbaren Kampfes an seinem Körper: seine rechte Hand blieb steif und an seinem Schenkel war ein großes Loch geblieben, dort, wo die Zähne des Löwen das Fleisch herausgerissen hatten. —

Der italienische Löwenbändiger Upilio Faimali (geboren am 25. August 1826 zu Groparello bei Piacenza, gestorben am 14. September 1894 in Pontenure bei Florenz) hatte einst in Brüssel die Konkurrenz des deutschen Menageriebesitzers Schmidt auszuhalten. Um diesen zu übertrumpfen, ging Faimali eines Tages in den Käfig eines zehn Jahre alten undressirten Löwen, der nur seiner gewaltigen Formen und prächtigen Mähne wegen gezeigt wurde. Das Thier ging sofort zum Angriff über und schlug den Italiener zu Boden. Dieser konnte sich jedoch mit Hilfe der Bediensteten aus dem Käfig retten. Faimali war wüthend. Es gelang ihm, eine starke eiserne Kette um ein Bein des Löwen zu schlingen und diesen an das Gitter des Käfigs zu fesseln. Zum zweiten Male betrat er den Raum, prügelte das Thier furchtbar und wagte es dann, dasselbe rittlings zu besteigen und es unter dem starken Druck seiner Kniee zu beugen. Infolge der Aufregung und des Tatzenschlages verlor Faimali zwar alle seine Haare, dafür hatte er aber in Zukunft den sanftmüthigsten Löwen, den man sich denken kann.

Am 7. April 1863 führte Faimali zu Béthune dem Publikum zum ersten Male einen neudressirten Tiger vor. Das Thier arbeitete ganz brav, als plötzlich ein unbesonnener Mensch ein Stück Fleisch in den Käfig warf. Der Bändiger schob das Fleisch mit dem Fuße wieder hinaus, denn es ist gefährlich, einem wilden Thiere Fleisch zu geben, wenn es dem Willen des Bändigers gehorchen soll. Aber der Tiger hatte schon den Leckerbissen gewittert, und wüthend über das Vorgehen seines Herrn, stürzte er sich auf denselben und riß ihm mit einem Schlag die halbe Kopfhaut vom Schädel los. Faimali stürzte zu Boden, verlor aber nicht die Geistesgegenwart, sondern nahm alle seine Kraft zusammen, legte seine Hände um die Kehle der Bestie und warf diese zurück. Doch dieses Kraftstück befreite ihn nicht, denn zwischen ihm und der Thür des Käfigs lag der Tiger, durch den Geschmack des Blutes wilder denn je. Da kam Faimali ein verzweifelter Gedanke. Er reichte dem Thiere seinen linken Arm zum Fraße. Und während der Tiger das Fleisch von demselben riß, schlug ihn Faimali mit der bleigefüllten Dressurpeitsche so mächtig auf die Schnauze, daß er betäubt niederfiel, und der Bändiger sich retten konnte. Faimali arbeitete später noch oft mit dem Tiger, niemals aber hat dieser wieder einen Angriff gewagt.

Dieser Bändiger war auch einer der Ersten, welche ihren Kopf in den Rachen der Löwen steckten. Dieses Kunststück ist nicht so gefährlich, als es den Anschein hat, denn noch niemals hat ein Thier zugebissen. Wohl aber können durch Nebenumstände Unglücksfälle vorkommen. Faimali steckte eines Tages in Sutri in Italien seinen Kopf in den Rachen einer Löwin, als das Stachelschwein eines benachbarten Käfigs mit dem Schwanze der Löwin, der zufällig durch das Gitter hing, zu spielen anfing. Die Löwin spürte einen Kitzel, drückte mit den Zähnen und brachte dem Bändiger zwei tiefe Wunden in die Wangen bei.

Einen ähnlichen Fall kann ich aus eigener Anschauung erzählen. Miß Senide (Henriette Willardt, geboren am 9. November 1866 in Wien) befand sich im Sommer 1887 in Edinburgh, wo sie sich Reklamephotographien machen lassen wollte. Die Bändigerin steckte den Kopf in den Rachen eines mächtigen Löwen und der Photograph seine Platten in den Apparat. Da es auf der Bühne, auf welcher der Käfig stand, etwas dunkel war, versuchte der Photograph, die Scenerie mit Kalklicht zu erhellen. Als der grelle Strahl die Augen des Thieres traf, senkte dieses erschreckt die mächtigen Kiefern, und sofort entquoll ein Blutstrom dem Rachen. Wir schlugen dem Photographen den Apparat aus der Hand, worauf sich der Löwe sofort beruhigte und die Kiefern hob. Miß Senide hatte tiefe Wunden im Nacken und an der Brust davongetragen und mußte wochenlang das Bett hüten.

Diese Thierbändigerin trat am 12. Dezember 1883 zum ersten Male im Cirkus Renz in Berlin auf mit zwei Berberlöwen, einem schwarzen Bären und einem Leoparden. Ihre Methode der „zahmen Dressur“ war zugleich ein Sieg der deutschen Abrichtungskunst über die französische, welche über hundert Jahre in der Menageriewelt geherrscht hatte. Senide stellt alle französischen Bändiger in den Schatten; sie führt keine wilden Scenen auf, bei denen die Thiere brüllen und den Bändiger zerreißen zu wollen scheinen, sondern tändelt mit ihnen wie mit Schoßhündchen, und ihre Sicherheit verbannt bei den Zuschauern jedes Angstgefühl. Freilich, nicht umsonst hat sie ihre Triumphe in allen Ländern Europas und ihre Medaillen errungen. Außer dem oben erzählten Abenteuer ist es ihr noch wiederholt passirt, von ihren Lieblingen angefallen und gebissen zu werden; nie aber waren die erhaltenen Wunden so schwer, um sie zu entstellen oder sie zur Aufgabe ihres Gewerbes zu zwingen.

Merkwürdig ist es, daß der jungen Dame die Kunst, wilde Thiere zu bändigen, keineswegs durch Vererbung überkommen ist. Ihre Eltern waren Kaufleute in Wien. Sie war das einzige Kind, ein nach dem Tode des Vaters von der Mutter etwas verzogenes Mädchen, das es in Halle a. S., wo es einem Institute zur weiteren Erziehung übergeben wurde, durchzusetzen wußte, daß man ihr Hunde und einen Papagei ließ.

Im Alter von 15 Jahren kehrte sie aus der Pension nach Wien zurück. Ihre Leidenschaft für Thiere hatte aber eher zu, denn abgenommen und täglich wurde die Mutter von der Tochter bestürmt, ihr doch wilde Thiere zu kaufen. Nach langem Bitten entschloß sich die Mutter endlich, den Wunsch der Tochter zu erfüllen, in der stillen Hoffnung, daß die erste Attacke, die erste Verwundung ihr eigensinniges Kind wieder zur Vernunft bringen würde. Sie fuhr mit Henriette nach Hamburg und zwar zu dem Thierhändler Möller, wo die Tochter, kaum angelangt, einen kühnen Coup vollführte, der sie dem ersehnten Ziele schnell nahe brachte; sie wußte einen Thierwächter Möller's zu bewegen, ihr Zutritt in einen Käfig zu verschaffen, der eine Gruppe von 8 Wölfen, 2 Bären und 2 Hyänen barg. Die schnell herbeigerufene Mutter fand zu ihrem Entsetzen das 16jährige Mädchen in der unheimlichen Gesellschaft der Bestien, die sich der ungewohnten Erscheinung gegenüber glücklicher Weise ruhig verhielten; als nun die Tochter erklärte, nicht eher den Käfig verlassen zu wollen, bis Frau Willardt ihre Zustimmung zu der gewählten Laufbahn gegeben, da konnte das mütterliche Herz nicht mehr widerstehen und unter Thränen wurde das Abkommen besiegelt.

Frau Willardt kaufte ihrer Tochter zwei Berberlöwen, einen schwarzen Bären und einen Leoparden, welcher Gruppe Henriette in circa fünf Monaten nach neuer Methode die zahme Dressur beibrachte. Sie debütirte dann mit derselben, wie bereits erwähnt, zum ersten Male am 12. Dezember 1883 im Cirkus Renz zu Berlin, ging dann zu Herzog nach Halle, wo sie zwei Jahre vorher noch das Töchterinstitut besucht, im Oktober 1884 zum Cirkus Suhr nach Oesterreich, und von da nach Lissabon. Am 3. Februar 1885 schiffte sich Miß Senide auf dem Dampfer „Hernia“ nach Portugal ein. Die Fahrt war auf fünf Tage berechnet, doch ein fürchterliches Unwetter ließ das Schiff erst nach vierzehn Tagen landen. Während der Reise mußte der Dampfer Ballast auswerfen, und der Kapitän bestimmte dazu den Raubthierkäfig. Bereits hatte er den Befehl gegeben, die Ketten zu lösen, als der Schwur der Thierbändigerin, ihren Lieblingen in's Meer nachzuspringen, ihn von seinem Vorhaben Abstand nehmen ließ.

Von Lissabon ging Miß Senide nach Oporto, Madrid, Barcelona, Bordeaux und Paris. Dort passirte es ihr, daß ihr Lieblingslöwe zum Schluß der Vorstellung ihr den Ausgang versperrte. Das sonst brave Thier ging drohend auf die Herrin zu, sobald sie sich der Thüre näherte. Dies war um so unverständlicher, als gerade dieser Löwe so sehr an ihr hing, daß er, wenn die Herrin krank war, und er sie einige Tage nicht zu sehen bekam, Speise und Trank verschmähte, auch vertheidigte er sie immer gegen die Löwin. Er war so anhänglich, daß, sobald die Herrin in die Nähe des Käfigs trat, und Jemand Miene machte, sie anzurühren, er wie wahnsinnig gegen die Gitter sprang und drohende Blicke auf den vermeintlichen Feind warf. Als nun Senide sich an jenem Abend zum dritten Male der Thüre näherte, sprang er auf sie zu, riß die Bändigerin zu Boden, biß sie zuerst in den linken Fuß und warf sich dann grollend und zähnefletschend über das Mädchen, seine mächtigen Tatzen auf ihre Brust legend. „Ich hörte meine Mutter laut aufschreien und dachte in dieser Sekunde, daß ich wohl kaum wieder aufkommen dürfte,“ so er-

zählte mir Miß Senide, „aber es war kein Gefühl der Angst, das ich in dem Moment empfand, obwohl ich in einer einzigen Sekunde mein ganzes Leben wieder sah; ja, ich dachte in diesem Moment sogar an die Zeit, während welcher ich noch in Halle im Pensionat war. Bewußtlos war ich nicht, denn ich erinnere mich sehr gut, wie des Löwen Augen wie Phosphor über mir leuchteten. Auf einmal veränderte sich sein Gesicht. Er, der noch eben so wild und drohend erschien, leckte mir bittend das Gesicht und schmiegte sich an mich. Da stürzten mir die Thränen aus den Augen. Ich legte meine Arme um ihn und küßte ihn, denn der Arme sah sein Vergehen ein und bat um Verzeihung. Und dabei sah er mich so flehend an und schmiegte sich so Vergebung suchend an mich! Ich hielt mich an seiner Mähne fest, um wieder hoch zu kommen, denn mein durchbissener Fuß versagte den Dienst. Es ist dies das einzige Mal, daß dieser Löwe mich angefallen hat." ...

Nicht Jeder freilich ist so glücklich wie die schöne Senide, und ab und zu muß ein Bändiger sogar das Leben lassen. Fräulein van der Burg wurde in der Alhambra in London von einem Tiger zerrissen, und der Spanier Luccas fiel im Hippodrom zu Paris unter den Klauen der Löwen; Bertha Baumgarten (geboren 1868 in Prag) wurde 1888 in Hohenmauth in Mähren von einem bengalischen Königstiger, Robert Müller (geboren 1858 in Grimma) am 29. April 1889 in Asti von dem Löwen „Prinz", die Nouma-Soulet (geboren 1861 in Asnières) am 26. November 1886 in Verviers von dem Löwen „Brutus", Wilhelm Schanda am 16. April 1888 in Welwarn in Böhmen, Emil Schläpfer am 15. Juni 1886 in Pirmasens, und endlich August Hempel am 2. Juli 1889 in Steyr gleichfalls von Löwen zerrissen. Letzterer war der Sohn der berühmten Batty-Hempel (geboren am 3. September 1826 zu Greiffenhagen in Pommern, gestorben am 7. Mai 1885 in Berlin). Am 15. Juli 1891 wurde in der Menagerie Bridgman zu Gunnislake in England der unter dem Namen „Kapitän Cordona" bekannte Löwenbändiger Thomas Bridgman von dem Löwen „Wallace" in Stücke gerissen.

Es ist nun sehr merkwürdig, daß diese wilden Thiere, die selbst ihren Herrn zerreißen, ungemein furchtsam sind, wenn sie zufällig einmal ihre Freiheit erlangen, was schon ziemlich oft vorgekommen ist. Diese eigenthümliche Erscheinung dürfte mit dem Verlust des Instinkts zusammenhängen, den die Thiere in der Gefangenschaft erleiden. Sie haben sich daran gewöhnt, von Menschen bedient zu werden, von ihnen Speise und Trank zu erhalten, sie haben verlernt, sich selbst zu ernähren. Wohl lebt in ihnen noch ein dunkler Freiheitsdrang, aber wenn sie plötzlich die Freiheit erlangen, wissen sie mit derselben nichts anzufangen, sie werden verblüfft, scheu und verkriechen sich ängstlich in irgend einem Versteck.

Es ist oft vorgekommen, daß Löwen und Tiger, deren Käfige offen standen, zwar hin und wieder den Kopf herausstreckten und sich verdutzt umsahen, aber dann schleunigst wieder in ihre Ecke zurückkrochen. Auch beim Umsetzen der wilden Thiere kann man diese Erfahrung machen; dieselben können oft nur mit Gewalt aus ihrem kleinen, engen Käfig in einen hohen, luftigen Bau gebracht werden.

Während ich also die unglaubliche Schüchternheit der entsprungenen Raubthiere auf den Verlust des Instinkts zurückführe, hat in allerneuester Zeit der französische Augenarzt Motais eine andere Erklärung dafür; er behauptet, daß die in Gefangenschaft lebenden Tiger, Löwen, Panther u. s. w. kurzsichtig seien. Diese merkwürdige Thatsache will der Arzt durch seine Untersuchungen an großen Raubthieren zahlreicher Menagerien festgestellt haben. Wie man sich denken kann, hat er sich bei seinen Untersuchungen nicht der gewöhnlichen Hilfsmittel bedienen können. Er war auf den Augenspiegel allein angewiesen und auch diesen konnte er nur aus der Entfernung von 70 bis 80 Centimetern anwenden. Auch unter diesen Umständen kostete es in manchen Fällen den anwesenden Bändiger Mühe genug, seine Kostgänger von feindseligen Kundgebungen gegen den fremden Mann abzuhalten, der sich ihnen lästig machte, indem er ihnen blendende Lichtstrahlen in die Augen warf. Doktor Motais behauptet aber, trotz der Schwierigkeiten zu sicheren Ergebnissen gelangt zu sein. Im natürlichen Zustande sind nach seiner Angabe alle großen Raubthiere weitsichtig. Wenn sie jedoch noch sehr jung gefangen werden oder in der Gefangenschaft zur Welt kommen, sind sie fast ohne Ausnahme kurzsichtig. Von neun in der Gefangenschaft geborenen Löwen waren sechs kurzsichtig, ebenfalls zwei Panther und einige Tiger, die im Alter von einem Monate bis sechs Wochen gefangen wurden.

Und weshalb werden die Thiere kurzsichtig? Aus demselben Grunde wie die Menschen: durch das Studiren. Der Bändiger, der sie zu den üblichen Kunststücken abrichtet, steht im engen Käfig ganz nahe vor ihnen, und sie müssen ihn und die Gegenstände, die bei ihren Vorführungen eine Rolle spielen, die Reifen, durch die sie springen, die Holzblöcke, über die sie setzen u. s. w., in's Auge fassen, während ihr Sehwerkzeug darauf eingerichtet ist, in's Weite zu spähen. Das Auge, das nie weiter als bis zu den Enden des Käfigs zu sehen hat, paßt sich rasch diesen neuen Bedingungen seiner Thätigkeit an und wird kurzsichtig.

Der französische Gelehrte dürfte mit seiner Hypothese nicht Unrecht haben, nur möchte ich die Ursache dieser Erscheinungen auf die senkrecht angebrachten Stangen der Sicherheitsgitter zurückführen, hinter welchen die Thiere fortwährend hin und her laufen. Würden diese Stangen in horizontaler Richtung angebracht sein, so wäre vielleicht die Ursache der Augenleiden beseitigt. Jedermann kennt die unangenehme Empfindung, wenn man bei hellem Sonnenlicht einen längeren Weg hinter einem hohen Gitter oder Stacket zurückzulegen hat, wo schnellwechselnd Licht und Schatten das Auge treffen. —

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Wein- und Lachkünstler. — Man sollte meinen, daß es nichts Natürlicheres, nichts Unnachahmlicheres geben könne, als Weinen und Lachen, daß beides nur bei einer entsprechenden Gemüthsbewegung möglich sei, und doch wurde beides, Weinen ebenso gut wie Lachen, jeder Zeit gefälscht, wie in früheren Jahrhunderten die Münzen, wie heute die Banknoten, und diese Fälschung ist unter Umständen vielleicht gefährlicher, als die von Geld und Geldeswerth. Es gibt Frauen, die lachen und weinen können, sobald sie nur wollen. Aber dies ist ein angeborenes, dem weiblichen Geschlechte eigenthümliches Talent, das noch weit entfernt ist von wahrer Kunst. Es ist nicht viel mehr als schauspielerisches Talent, Komödie in das Leben hinein versetzt. Diese Art von Frauen weint und lacht nicht wirklich, sondern macht nur den Eindruck zu lachen und zu weinen und vermag deshalb nur Leichtgläubige oder Verliebte zu täuschen.

Die Kunst beginnt dort, wo die Nachahmung zur Natur wird und von derselben nicht mehr zu unterscheiden ist. Sie ist fähig, ein wirkliches, herzliches Lachen hervorzubringen und ein ebenso wahrhaftes Weinen, wirkliche Thränen, welche die Wangen herabperlen, genau so wie die echten und die trotzdem ein Produkt der Kunst sind.

Eine berühmte Weinkünstlerin war die schöne Gräfin Bertoletti. Eine geborene Italienerin und an einen italienischen Hofmann am kaiserlichen Hofe zu Wien verheirathet, im Besitze aller Reize, welche die Natur einem Weibe nur zu geben vermag, hatte sie doch erkannt, daß ihr höchster Reiz in ihren Thränen lag. Ein paar Triumphe, welche sie weinend errang, der Sieg ihrer natürlichen Thränen veranlaßte sie, sich diesen Reiz zu sichern, und sie gewann nach und nach eine so vollständige Herrschaft über ihre Thränendrüsen, daß sie weinen konnte, sobald sie nur wollte, jedesmal, wenn sie irgend eine Absicht ausführen wollte.

Die Gräfin war von Verehrern umschwärmt und spielte eine tonangebende Rolle sowohl am Hofe, wie in Bezug auf die Mode. Nur Eines störte ihr Glück, verbitterte ihr den Genuß der Macht und des Einflusses, welche sie ihrer Schönheit dankte, und das war die Antipathie, welche Kaiser Joseph II. gegen sie hatte. Sie hoffte jedoch, daß es ihr dennoch gelingen werde, den Kaiser zu bezaubern, und zwar mit Hilfe ihrer Thränen, da sie wußte, daß sie unwiderstehlich war, sobald sie zu weinen begann.

Um jene Zeit wurde der kaiserliche Augarten in Wien von dem Kaiser für das ganze Volk geöffnet und über seinem Thore die schöne Inschrift angebracht: „Allen Menschen gewidmet von ihrem Schätzer." An dem Tage, wo der Garten das erste Mal dem Publikum offen stand, erschien der Kaiser und der ganze Hof im Augarten, um an der Freude der Wiener, welche in hellen Schaaren herbeiströmten, theilzunehmen. Die Gräfin Bertoletti fand hier unerwartet die so lang ersehnte Gelegenheit, die Wirkung ihrer Thränen auf den Kaiser zu erproben.

Unter anderen Besuchern nahte ein alter Invalide mit einem Stelzfuß, dem überdies der linke Arm fehlte, geführt von seiner Enkelin, einer hübschen niedlichen Blondine, und umgeben von seiner ganzen Familie. Der Kaiser näherte sich ihm in seiner leutseligen Weise und sprach ihn an.

In demselben Augenblick trat die Gräfin Bertoletti heran und reichte dem Invaliden, ohne ein Wort zu sprechen, ihre mit Gold gefüllte Börse. Zu gleicher Zeit füllten sich ihre Augen mit Thränen und dieselben rollten, großen leuchtenden Perlen gleich, die zarten Wangen der schönen Frau hinab. Kaiser Joseph sah sie in diesem Augenblick an und war vollständig bezaubert. Ja er, der bisher jedem Verkehr mit der schönen Frau ausgewichen war, wurde nun ihr wärmster Freund und Verehrer, und die Gräfin gewann, so weit es bei diesem Feuergeist und selbstständigen Charakter möglich war, großen Einfluß auf ihn. —

Ich kannte eine Dame der Berliner Gesellschaft, welche die Thränen gleichfalls sehr geschickt als Schönheitsmittel zu benützen verstand. Wie andere Damen mit dem Fächer spielen, um ihre schöne Hand zu zeigen, Schlittschuh laufen, um ihre kleinen Füße in das richtige Licht zu setzen, so vergoß sie Thränen bei einer rührenden Scene im Theater, im Salon, wo ein Lied gesungen wurde, das zum Herzen sprach, wenn ein rührender Vorfall erzählt wurde und dann, wie wenn sie sich ihrer Rührung schämte, begann sie durch den feuchten Schleier hindurch zu lächeln, und es war um Denjenigen geschehen, dem es galt.

Auf der Bühne waren die italienische Tragödin Ristori und die Heldin des Wiener Burgtheaters, Frau Wolter, als Weinkünstlerinnen berühmt. Ein berühmter Lachkünstler war dagegen Baumeister. Wenn er im Wiener Burgtheater als Götz von Berlichingen in der Gerichtsscene sich breitschultrig vor den Rathstisch hinstellte und laut und herzlich zu lachen begann, so war es mit der sonst so streng beachteten Etikette im Hof- und Burgtheater vorbei und das ganze Publikum, selbst jenes der Logen, lachte mit. Ein russischer Lachkünstler wieder errang seine Erfolge auf dem Hofparkett.

Zar Paul, der launenhafte Despot, welcher so viele neronische Züge an sich hatte, liebte es zuweilen, Witze zu machen. Jedesmal, wenn er guter Laune war, verzweifelten seine Höflinge, denn sie wußten niemals, ob sie ernst bleiben oder lachen sollten. Da Alle vor den unberechenbaren Stimmungen des Kaisers zitterten, so herrschte jedesmal Grabesstille bei den lustigsten Wendungen und Bemerkungen des unglücklichen Despoten. Da fand sich endlich eines Tages ein Tollkühner. Es war ein Herr v. Korff, ein Kurländer, der den Muth hatte, als der Kaiser wieder einmal einen Witz machte, zu lachen. Erst hielt er sein Taschentuch vor den Mund, dann kehrte er das Gesicht der Wand zu, und als der Zar, der gerade guter Laune war, über die Wirkung seines Witzes erfreut auf ihn zutrat und ihn fragte: „Korff, was haben Sie denn?" brach er los, und das helle Lachen, mit dem er die Anderen fortriß, machte ihn sofort zum Günstling des Kaisers.

Es war jetzt gleichsam sein Amt, jedesmal, wenn der Kaiser eine lustige Bemerkung machte, zu lachen, und er lachte so köstlich, so hinreißend, daß der ganze Kreis jedesmal fröhlich einstimmte, und Zar Paul, welcher sehr eitel war, mehr und mehr die Ueberzeugung gewann, daß er in der That der witzigste Kopf seines Reiches sei.

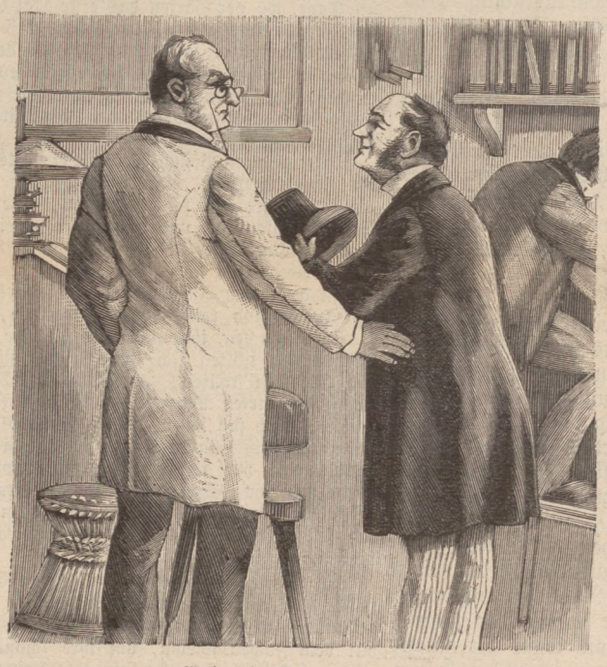
Der größte Wein- und Lachkünstler jedoch war der Pariser Lagrange. Er versah fast ein halbes Jahrhundert hindurch das Amt eines Chatouilleurs oder „Kitzlers" in den Pariser Theatern, insbesondere bei bedeutenden Erstaufführungen. Selbstverständlich hatte auch er seine Schule durchgemacht und erst nach und nach die volle Meisterschaft errungen. Auf dem Höhepunkte seiner Laufbahn war er ein vollendeter Künstler in seinem Fach, der absolut keinen Nebenbuhler hatte. Er konnte jeden Menschen, den größten Hypochonder, den feierlichsten Moralprediger, jedes Publikum, das kälteste und zurückhaltendste, zum Weinen und zum Lachen bringen, sobald er nur wollte.

In rührenden Stücken, in Trauerspielen, hatte er seinen Platz stets an einer Stelle, wo ihn Niemand beobachten konnte, wo ihn aber das ganze Haus vernehmen mußte und dann, wenn eine Scene kam, die halbwegs ergreifend war, dann hörte man ihn erst seufzen und dann sich schneuzen. „Sein Schneuzen," sagt ein Zeitgenosse, „war geradezu hinreißend." Dann, mitten in der lautlosen Stille, schluchzte er auf, und dieses Schluchzen steigerte sich manchmal langsam fast bis zum Weinkrampf. Mehr und mehr hörte man überall die Leute sich räuspern, die Damen nahmen die Taschentücher zu Hilfe, kein Auge blieb trocken, und wenn schließlich Lagrange zu klatschen begann, dann brach ein Beifallssturm los, den Autor und Direktor allein niemals zu Stande gebracht hätten.

In Lustspielen und Vaudevilles begann er in komischen Scenen mit einem unterdrückten Lachen, das mehr wirkte, als es ein lautes provozirendes vermocht hätte. Es galt ja erst das Publikum zu sondiren und zu stimmen. Dann kam ein Kichern, das wirklich wie ein Kitzeln auf die Nerven wirkte. Bald lachten mehrere Naive mit. Nun wurde Lagrange kühner, er lachte und lachte wieder, er trillerte wie eine Nachtigall, er gurrte wie eine Taube, immer mehr Leute schlossen sich ihm an, bis er endlich losbrach und das ganze Publikum mit ihm. Es gab keine Zurückhaltung mehr, sobald Lagrange im geeigneten Moment laut zu lachen begann. Dann war aber auch der Erfolg des Stückes entschieden, und in dem nächsten Akt lachte das Publikum, auch ohne daß Lagrange sich besonders anzustrengen brauchte; es genügte, wenn er dasselbe ab und zu ein wenig kitzelte.

Aber um solche Wirkungen hervorzubringen, genügte es nicht, ein Wein- und Lachkünstler zu sein, der seines Gleichen sucht, dazu gehörte auch viel Geist und ein Geschmack, ein gesunder Sinn, welcher jederzeit das Richtige traf. Lagrange erlitt niemals im Theater eine Niederlage, weil er immer genau wußte, an welcher Stelle er das Publikum anreizen durfte, in welchem Moment er ohne Gefahr beginnen konnte, zu weinen oder zu lachen. Seinen höchsten Triumph feierte er im Ambigutheater. Er hatte gewettet, daß er in einem ernsten, rührenden Stück das Publikum zum Lachen bringen werde. Und wirklich, es gelang ihm so vollständig, daß bei den rührendsten Scenen ein Sturm von Heiterkeit durch das volle Haus brauste. Lagrange gewann die Wette, allerdings zum Schaden des Autors und des Direktors, die ihm für diese Kunstleistung die Thüre wiesen. [S.-M.]

Humoristisches.



Weitgehendes Mißtrauen.

Bitte, Herr Kommerzienrath, leihen Sie mir Ihr Ohr auf fünf Minuten. — Bedaure sehr — von Ihnen hab' ich noch nie etwas wieder bekommen!

Auch ein Vorzug.

Mutter: Pfui, Hänschen, Du wirst doch lieber bei mir daheim bleiben, als mit Papa in's Wirthshaus gehen. Ich spiele mit Dir, erzähle Dir schöne Geschichten — thut er das auch?

Hänschen: Nein — aber er läßt mich trinken.

Ein Frühstück der Stockfische. — Der berühmte englische, kürzlich verstorbene Naturforscher Huxley stellte die Behauptung auf, es bedürfe mindestens einer Million Tonnen Heringe, um die Stockfische an der Küste Norwegens mit einem einzigen Frühstück zu versorgen. So unerschöpflich ist der Fischreichthum des Meeres. [—dn—]

Ein vorsichtiger Diplomat. — Cromwell, der bekannte Protektor Englands, traute auch seinen nächsten Beamten nicht. Sobald er bei wichtigen Angelegenheiten etwas zu diktiren hatte, ließ er stets drei bis vier sich völlig widersprechende Depeschen aufsetzen, um zu verheimlichen, welche davon wirklich die richtige sei. [M. L—l.]

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 47.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 45:
Kein schärfer Schwert als eine böse Zunge.

Zweisilbige Charade.

Steht meine Erste ganz allein,
So mahnt sie dich zu frischer That;
Als Fluß stellt sich die Zweite ein,
Wofern sie nicht als Krankheit naht.

Im Ganzen aber geht es zu
Fast schlimmer noch als in dem Krieg;
Geschwunden ist des Bürgers Ruh,
Weil falscher Wahn ringt nach dem Sieg. [M. Paul.]

Auflösung folgt in Nr. 47.

Auflösung des geographischen Füll-Räthsels in Nr. 45:

P	A	N	A	M	A
A	M	A	L	F	I
N	A	N	T	E	S
A	L	T	O	N	A
O	D	E	N	S	E
U	P	S	A	L	A

Auflösung des Logogriphs in Nr. 45: Gardine — Sardine.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.